

**BUCH UND
BIBLIOTHEKSWISSENSCHAFT
IM
INFORMATIONENZEITALTER**

**Internationale Festschrift
für Paul Kaegbein
zum 65. Geburtstag**

Sonderdruck

München u.a. 1991

MICHAEL KNOCHÉ / CLAUDIA LUX

Das Ende der Bibliothekswissenschaft und ihre Zukunft

Das Fach Bibliothekswissenschaft wurde in Deutschland immer nur zeitweise als ordentliches Lehrfach an den Universitäten akzeptiert. Die Gründe dafür liegen einerseits in der geringen Bedeutung der akademischen Bibliothekswissenschaft für die praktische Bibliothekarausbildung und andererseits in dem unklaren Gegenstand des Faches. Beide Probleme müssen aus der Geschichte der Disziplin verstanden werden. Aufgrund ungünstiger äußerer Umstände konnten sie auch vom Lehrstuhl für Bibliothekswissenschaft in Köln nicht überwunden werden, der nur von 1974 bis 1990 Bestand hatte.

Die Autoren plädieren für einen erneuten Versuch, Bibliothekswissenschaft mit einem stark informationswissenschaftlichen Akzent als universitäre Disziplin zu etablieren. Als spezifische Aufgabe des Faches wird die Analyse aller mit der Bibliotheksarbeit verbundenen Prozesse und Kommunikationsvorgänge innerhalb eines bestimmten sozialen Kontextes angesehen. Bibliothekswissenschaft sollte nicht mehr als Magisterstudiengang, sondern als viersemestriger Aufbaustudiengang angeboten werden. Damit wäre ein alternativer Zugang zum Beruf jenseits der Referendarausbildung geschaffen.

Wenn Paul Kaegbein nach 15 Jahren Tätigkeit als Lehrstuhlinhaber emeritiert wird, ist in der über 100jährigen Geschichte der Bibliothekswissenschaft an deutschen Universitäten zum dritten Mal der Versuch gescheitert, die Disziplin als ordentliches Lehrfach zu etablieren. Nur das 1955 an der Humboldt-Universität zu Berlin (DDR) gegründete Institut konnte sich dauerhaft durchsetzen. Paul Kaegbein steht also wie zuvor schon Rudolf Pietschmann und Fritz Milkau vor dem Phänomen, daß mit seinem persönlichen Ausscheiden gleich die ganze Disziplin von der akademischen Bildfläche verschwindet. Was sind die Ursachen für den notorischen Mißerfolg eines Faches in Deutschland, das andernorts ganz selbstverständlich zum Kanon der akademischen Wissenschaften gehört? Was sind die weiteren Perspektiven?

Das Nebeneinander von Bibliothekswissenschaft und Bibliothekarausbildung

Das erste Kernproblem, die fehlende Bedeutung der akademischen Bibliothekswissenschaft für die praktische Bibliothekarausbildung, ist so alt wie das Fach selber. Als im Jahre 1886 der erste Lehrstuhl für Bibliothekshilfswissenschaften an der Universität Göttingen errichtet wurde, waren die Weichen für den neuen

Beruf des Bibliothekars bereits gestellt. Zuvor waren die großen Bibliotheken jahrhundertlang von Universitätsprofessoren geleitet worden, die keine besondere bibliothekarische Ausbildung genossen hatten.

Der erste Schritt auf dem Weg zu einer geregelten Berufsausbildung war in Bayern getan worden. Die Verordnung vom 12. Mai 1864 über Zulassung und Prüfung für den Dienst an der Hof- und Staatsbibliothek enthielt bereits den bis heute gültigen Grundsatz, daß die wissenschaftlichen Bibliothekare zunächst ein spezielles Fachstudium absolviert haben mußten, bevor sie bibliothekarische Kenntnisse hinzuwerben konnten. In Preußen wollte man nicht nur die Vorbedingungen für den Eintritt in den Beruf definieren, sondern auch die Ausbildungsinhalte und Prüfungsanforderungen bestimmen. Dies gelang erst im Zuge einer umfassenden Reform des wissenschaftlichen Bibliothekswesens durch die Ausbildungsordnung vom 15. Dezember 1893. Darin wird festgelegt, daß geeignete Bewerber mit Staatsexamen und Promotion ein zweijähriges Volontariat an einer der wissenschaftlichen Bibliotheken in Preußen sowie eine bibliothekarische Fachprüfung zu absolvieren hatten. Den Volontären stand es frei, ihr zweites Ausbildungsjahr in Göttingen zuzubringen, um sich auf der dortigen Universität in einem zweisemestrigen Studium der „Bibliothekshilfswissenschaften“ die nötigen theoretischen Kenntnisse anzueignen. Damit war der Göttinger Lehrstuhl sieben Jahre nach seiner Errichtung nur halbherzig in die bibliothekarische Ausbildung eingebunden. Die Folge war, daß nur die Hälfte der preußischen Volontäre die Mühsal einer Übersiedlung nach Göttingen auf sich nahm, um an den bibliothekswissenschaftlichen Vorlesungen und Übungen teilzunehmen.

Das Göttinger Ordinariat war zunächst mit dem klassischen Philologen Karl Dziatzko (1842-1903), dann mit dem Orientalisten Richard Pietschmann (1851-1923) besetzt, der das Lehramt unter der einschränkenden Voraussetzung angetreten hatte, es „ganz als Nebensache“ betrachten zu dürfen¹. Der Lehrstuhl wurde 1921 an die Berliner Universität verlegt und dort drei Jahre später im Zuge von Sparmaßnahmen abgebaut.

Einen neuen Anlauf, der Bibliothekswissenschaft als Universitätsdisziplin wieder auf die Beine zu helfen, unternahm Fritz Milkau (1859-1934). Er war 1925 als Generaldirektor der Preußischen Staatsbibliothek in den Ruhestand getreten und zum gleichen Zeitpunkt zum Honorarprofessor für Bibliothekswissenschaft an der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität ernannt worden. Dort erreichte er die Einrichtung eines Bibliothekswissenschaftlichen Instituts, das für alle Studenten offen sein sollte, aber vornehmlich der Ausbildung der Bibliotheksvolontäre zu dienen hatte. Klugerweise wurde diesmal in einem Erlaß vom 30. Juli 1928 verbindlich vorgeschrieben, daß die Volontäre der preußischen wissenschaftlichen Bibliotheken im zweiten Ausbildungsjahr diese Kurse der Berliner Universität besuchen mußten. Damit wurde der Kardinalfehler der alten Regelung,

¹ Leyh, Georg: Richard Pietschmann zum Gedächtnis. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 43 (1926) S. 213-235, hier S. 226.

die Freiwilligkeit der Teilnahme, vermieden. Dafür kam eine andere Schwäche schon im zweiten Jahr nach der Gründung des Instituts wieder zum Vorschein: die mangelnde Rücksicht auf die Bedürfnisse der ordentlichen Studenten der Philosophischen Fakultät jenseits der Volontärausbildung. Als nämlich im Zuge der Weltwirtschaftskrise die Zahl der Bibliotheksanwärter drastisch reduziert wurde, fehlten plötzlich die Nutznießer des Lehrangebots. 1930/31 fanden aus Zuhörermangel überhaupt keine Lehrveranstaltungen statt. Nach dem Ausscheiden Milkaus 1933 wurde zwar noch ein Nachfolger ernannt (Emil Jacobs), der aber den Institutsbetrieb nicht wiederbelebt hat².

Während es in der Deutschen Demokratischen Republik gelang, an die Berliner Tradition mit mehr Erfolg anzuknüpfen, rückte in der Bundesrepublik Deutschland die Frage nach der Bibliothekswissenschaft als Universitätsdisziplin erst Ende der sechziger Jahre erneut ins Blickfeld. Die Teilnehmer des ersten Kölner Kolloquiums zur Bibliothekswissenschaft vom 25. bis 29. Oktober 1969 forderten die Errichtung entsprechender Lehrstühle gleich an mehreren Universitäten. Es war die Zeit der Neugründung von Hochschulen und Bibliotheken, in der ein großer Bedarf an wissenschaftlichen Bibliothekaren bestand. Auch dem Verein Deutscher Bibliothekare erschien es damals wünschenswert, neben der postgradualen Ausbildung des bibliothekarischen Nachwuchses einen alternativen Zugang zum Beruf über ein Universitätsstudium der Bibliothekswissenschaft zu schaffen³.

Als ordentliches Lehrfach konnte die Bibliothekswissenschaft allerdings nur an der Universität Köln eingerichtet werden. Für diesen Standort gab die Verbindung zum größten staatlichen Ausbildungsinstitut für den Bibliotheksnachwuchs in der Bundesrepublik, das Bibliothekar-Lehrinstitut des Landes Nordrhein-Westfalen, den Ausschlag. (An der Freien Universität Berlin ist ein Nebenfachstudium innerhalb des Magisterstudienganges möglich. Für die Promotion kann Bibliothekswissenschaft als Hauptfach gewählt werden. Es gibt jedoch keinen ordentlichen Lehrstuhl.)

Der Lehrbetrieb in Köln wurde unter Leitung von Paul Kaegbein im Sommersemester 1975 aufgenommen. Das Fach Bibliothekswissenschaft konnte in Kombination mit anderen Disziplinen der Philosophischen Fakultät als Haupt- oder Nebenfach in einem Magister- oder Doktorstudiengang belegt werden. Auch die Kölner Konzeption litt unter einem Geburtsfehler. Zwar hatte man diesmal für eine Einbindung des Faches in die Universität gesorgt, was sich in hohen

² Vgl. Rohde, Renate: Das Bibliothekswissenschaftliche Institut an der Berliner Universität – Vorläufer des heutigen Instituts für Bibliothekswissenschaft und wissenschaftliche Information der Humboldt-Universität zu Berlin. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 99 (1985) S. 24-29.

³ Vgl. Verein Deutscher Bibliothekare: Vorschläge für die künftige Ausbildung des höheren, gehobenen und mittleren Dienstes an wissenschaftlichen Bibliotheken. Regensburg 1973.

Studentenzahlen bemerkbar machte, auf der anderen Seite aber waren die beamteten Vorgesetzten für den Eintritt in den Bibliotheksdienst nicht angetan worden. Nach wie vor konnten zu Bibliotheksbeamten nur Bewerber mit der vorgeschriebenen Laufbahnprüfung ernannt werden. Hinzu kam, daß sich der Arbeitsmarkt für Bibliothekare grundlegend gewandelt hatte. Zu Beginn der achtziger Jahre, als die Absolventen des Studienganges Bibliothekswissenschaft in den Beruf strebten, gab es bereits die ersten arbeitslosen Bibliotheksassessoren. Sie hatten Wettbewerbsvorteile bei der Arbeitssuche. Den Universitätsstudenten war damit der Zugang zum höheren Bibliotheksdienst praktisch verschlossen.

Fazit: Der Versuch, das Universitätsfach Bibliothekswissenschaft im Rahmen einer verwaltungsinternen Ausbildung der Bibliotheksreferendare zu verankern (Göttingen, Berlin), hat sich als nicht tragfähig erwiesen. Das freie Studium der Bibliothekswissenschaft andererseits (Köln) ist unfruchtbar geblieben, weil es den Absolventen keine Berufschancen im öffentlichen Dienst eröffnet hat.

Spezielle Probleme des Kölner Lehrstuhls

Es müssen einige weitere Umstände genannt werden, die verständlich machen, warum der Kölner Lehrstuhl letztlich nicht das bewirken konnte, was man sich in der Gründungsphase von ihm versprochen hatte. Als erstes ist seine dramatisch schlechte personelle und sächliche Ausstattung zu beklagen. Der Lehrstuhlleiter ist von 1975 bis 1982 in einer Doppelfunktion zugleich Direktor des Bibliotheksinstituts gewesen und hat bis zur Überleitung der alten Institution in eine Fachhochschule diesem Hauptamt seine volle Aufmerksamkeit widmen müssen. Erst 1982 ist die unbefristete Planstelle eines wissenschaftlichen Angestellten geschaffen worden, so daß dem Lehrstuhl von diesem Zeitpunkt an zwei hauptamtliche Dozenten zur Verfügung standen.

Ohne die Mitwirkung eines Honorarprofessors und mehrerer Lehrbeauftragter, die zum Teil nicht einmal eine Vergütung bekamen, hätte der Lehrbetrieb gar nicht aufrecht erhalten werden können. Von 1982 an gab es am Lehrstuhl keine Sekretärin mehr; eine Stellenbewilligung durch die Universität war nicht zu erreichen. Die Studentenzahl stieg von 18 im Wintersemester 1976/77 auf 453 im Wintersemester 1984/85. (Danach gab es einen Aufnahmestopp im Hinblick auf das Auslaufen des Studienganges.) Das bedeutete, daß alle Kräfte auf die Erfüllung des Unterrichtsbedarfs konzentriert werden mußten. Eine Bibliotheksforschung in größerem Umfang war daneben nicht möglich. Der Etat für laufende Sachmittel, von dem auch Bücher für die Handbibliothek zu beschaffen waren, belief sich auf weniger als 2000 DM pro Jahr⁴.

⁴ Vgl. Kaegbein, Paul: Zehn Jahre Lehrstuhl für Bibliothekswissenschaft in Köln. In: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 32 (1985) S. 113-134.

Andere Probleme ergaben sich aus der Einbindung des Studienganges in die allgemeine Magisterprüfungsordnung der Philosophischen Fakultät. So war es z.B. nicht möglich, Praktika in Bibliotheken für die Studenten verbindlich vorzuschreiben. Es blieb der Initiative der Studenten überlassen, sich den unbedingt notwendigen Anschauungsunterricht in der Praxis selbst zu verschaffen. Auch ist es nicht gelungen, Bibliothekswissenschaft als Wahlfach für einen Lehramtsstudiengang mit dem Abschluß Staatsexamen anerkennen zu lassen. Das wäre im Hinblick auf die wachsende Bedeutung der Schulbibliotheken und die Verbreitung eines „library mind“ unter den künftigen Pädagogen eine sehr wünschenswerte Maßnahme gewesen, die auf der anderen Seite zu einer Absicherung innerhalb des Kanons der akademischen Fächer geführt hätte.

Des weiteren ist der Versuch gescheitert, das Fach Bibliothekswissenschaft in Köln durch einen Studiengang Informationswissenschaft zu ergänzen. Gedacht war an ein gemeinsames Institut und ein abgestimmtes Lehrprogramm. Die detaillierte Konzeption, die dazu erarbeitet worden ist, hatte auf dem Höhepunkt der Sparwelle zu Beginn der achtziger Jahre keine Realisierungschance.

Wenn ein Fach so sehr in seinen Entwicklungsmöglichkeiten beschnitten wird, ist es nicht verwunderlich, wenn von ihm keine zukunftsweisenden Impulse ausgehen. Die geschilderten Widrigkeiten hängen jedoch nicht wesensmäßig mit der Bibliothekswissenschaft zusammen, sondern sind typisch für die Institutionalisierung jeder neuen Disziplin. Schwierigkeiten dieser Art ließen sich bei günstigeren Rahmenbedingungen leicht überwinden. Angesichts der Schwierigkeiten verdient es große Bewunderung, daß Paul Kaegbein sich nicht hat entmutigen lassen und seine Tätigkeit mit aller Energie und großem Engagement für das Fach und die Studenten fortgesetzt hat. Seine unter diesen Umständen erzielten Erfolge, die gerade im Ausland besondere Anerkennung fanden, sind umso höher einzuschätzen.

Der umstrittene Kern der Bibliothekswissenschaft

Als Martin Schrettinger (1772-1851) und Friedrich Adolf Ebert (1791-1834) zum ersten Mal von „Bibliothek-Wissenschaft“ sprachen, gab es zwar das Amt, nicht aber den Beruf des Bibliothekars. Ihr Bemühen war darauf ausgerichtet, die Bibliothekswissenschaft als Summe aller Kenntnisse und Methoden zur Verwaltung von Bibliotheken auszuweisen und das neue Berufsbild theoretisch abzusichern. Für Schrettinger bedeutete Bibliothek-Wissenschaft „der auf feste Grundsätze systematisch gebaute und auf einen obersten Grundsatz zurückgeführte Inbegriff aller zur zweckmäßigen Einrichtung einer Bibliothek erforderlichen Lehrsätze.“⁵

Als am Ende des Jahrhunderts der Berufsbibliothek durchgesetzt war und sich an den Universitäten der Wissenschaftsbegriff des Historismus Geltung verschafft hatte, schien eine bloße Verwaltungskunde der Bibliotheken den Rang

⁵ Schrettinger, Martin: Versuch eines vollständigen Lehrbuchs der Bibliothek-Wissenschaft. 1. Heft. München 1808. S. 16.

einer Wissenschaft nicht länger zu verdienen. Folgerichtig wurde der Göttinger Lehrstuhl 1886 einschränkend nur den „Bibliothekshilfswissenschaften“ gewidmet. Die Diskussion über profane Fragen der Bibliotheksverwaltung war fortan Beiträgen in Zeitschriften oder Vorträgen auf Bibliothekartagen vorbehalten. An der Universität dominierte die philologisch-historische Betrachtung des Buch- und Bibliothekswesens, die wissenschaftstheoretisch keine Probleme aufwarf.

So bot Dziazko Vorlesungen an über Geschichte und Entwicklung des modernen Bibliothekswesens, das Buch- und Schriftwesen des Altertums und Mittelalters, die Geschichte des Buchdrucks und des Buchhandels, die Handschriftenkunde der lateinischen Klassiker sowie paläographische Übungen zu lateinischen Klassikern und Übungen in Bibliographie. Die Fächerbreite ging unter Pietschmann zugunsten einer allgemeinen Vorlesung über „Bibliothekswesen“ erheblich zurück, ohne aber von einem grundsätzlich anderen Verständnis des Faches begleitet zu sein. Als 1921 die Professur nach Berlin verlegt werden sollte, machte die Göttinger Philosophische Fakultät ihre Einwilligung davon abhängig, daß als Ersatz ein ständiger Lehrauftrag für Handschriftenkunde gewährt werde⁶. Daraus wird ersichtlich, was die Göttinger eigentlich zu verlieren glaubten.

Am Berliner Bibliothekswissenschaftlichen Institut Milkaus lassen sich die Veranstaltungen in die Bereiche Schriftwesen, Buchwesen und Bibliothekswesen einteilen. Die Betrachtungsweise war vorwiegend historisch. Der Kernbereich bibliothekarischer Arbeit blieb auch hier von der wissenschaftlichen Betrachtung ausgeschlossen.

Durch diese Enthaltsamkeit ist die Bibliothekswissenschaft in ein Dilemma geraten: Was sie als trivial ausklammert, sind die eigentlich brisanten und praktisch bedeutsamen Fragen des Bibliothekswesens. Was sie für wissenschaftswürdig hält, ist ein sehr heterogenes Spektrum historischer Hilfswissenschaften ohne große Praxisrelevanz. Das Verdikt von Georg Leyh, der Bibliothekswissenschaft fehle „der einheitliche geistige Kern“⁷, ist daher verständlich und bringt sicherlich die Meinung der überwiegenden Mehrheit der deutschen Bibliothekare zum Ausdruck.

In der Kölner Studienordnung für das Fach Bibliothekswissenschaft vom 27. April 1977 wird ein Kompromiß gesucht: Sowohl die umstrittenen methodischen als auch die anerkannten historischen Aspekte gehören zur Bibliothekswissenschaft. Die entsprechende Formulierung lautet:

„Gegenstand des Faches Bibliothekswissenschaft ist das Bibliothekswesen in systematischer und entwicklungsgeschichtlicher Betrachtung – einschließlich

des Informationswesens und des Buchwesens – unter historischen, literarischen und ökonomischen Aspekten. Dazu gehören insbesondere Bibliothekstheorie, Bibliothekslehre, Bibliothekstechnologie, Bibliotheksgeschichte sowie die Lehre von den Publikationsformen und -materialien.“

Aber: Hier ist nur additiv aneinandergereiht, was in einem theoretischen Konzept eigentlich hätte integriert sein müssen. Die Skepsis gegen eine Wissenschaft, die unter anderem das Alltagshandeln der Bibliothekare zum Thema machen sollte, saß tief und ist von den Verfechtern der Bibliothekswissenschaft unterschätzt worden. So konnte Wilhelm Totok noch 1986 mit Zustimmung rechnen, als er erklärte:

„In unserem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob im Berufsfeld Bibliothek das Bedürfnis nach theoretischer Durchdringung der Praxis ein solches Gewicht gewonnen hat, daß die Etablierung einer Universitätsdisziplin Bibliothekswissenschaft als dringend nötig erscheint. Die Bibliothek ist mutatis mutandis ein Dienstleistungsbetrieb wie beispielsweise die Eisenbahn oder die Post, deren Funktionen nicht durch eine spezielle Eisenbahn- oder Postwissenschaft, sondern durch die Anwendung der Erkenntnisse verschiedener Wissenschaftsdisziplinen möglich wird.“⁸

Somit ist die Gretchenfrage nach dem eigentlichen Gegenstand der Bibliothekswissenschaft weder in Göttingen noch in Berlin oder in Köln befriedigend beantwortet worden.

Perspektiven

Zunächst zur Gretchenfrage: Gegen eine Bibliothekswissenschaft mit einseitig historischer Schlagseite hat schon Adolf von Harnack 1921 in einem Artikel der „Vossischen Zeitung“ Stellung genommen. Es ging damals um die Wiederbesetzung des Lehrstuhls von Pietschmann. „Nur eine verblendete philologisch-archäologische Romantik“, heißt es bei Harnack, „starrt noch immer, wenn vom Buch die Rede ist, ausschließlich auf alte Handschriften, Inkunabeln und Bibliothekskataloge und übersieht dabei das unendliche Leben und die Rechte des wirklichen Buchwesens, das die Gegenwart nährt.“⁹ Diese Kritik hat seither nichts von ihrer Berechtigung eingeübt. Die historische Beschäftigung mit dem Bibliothekswesen darf nicht ausgeschlossen werden – in diesem Bereich hat die deutsche Bibliothekswissenschaft ihre bedeutendsten Leistungen erzielt – aber sie kann kein hinreichender Grund für ihre akademische Präsenz sein.

⁸ Totok, Wilhelm: Der Bibliothekar zwischen Praxis und Wissenschaft. In: Bibliothek und Wissenschaft 21 (1987) S. 203 f.

⁹ Harnack, Adolf: Die Professur für Bibliothekswissenschaft in Preußen. In: Ders.: Erforsches und Erlebtes. Gießen 1923. S. 218-223, hier S. 219 (Harnack: Reden und Aufsätze. Neue Folge 4. Band).

⁶ Archiv der Georg-August-Universität Göttingen: Akte 4 Va/52. Nach freundlicher Mitteilung von Dr. Ulrich Hunger.

⁷ Leyh, Georg: Die deutschen Bibliotheken von der Aufklärung bis zur Gegenwart. In: Handbuch der Bibliothekswissenschaft. 2. Aufl. Bd. 3, 2. Teil. Wiesbaden 1957. S. 325.

Auch die frühe Konzeption des Fachs bei Schrettinger und Ebert mutet heute naiv an, weil es so aussieht, als könne die Bibliotheksarbeit auf wenige einfache Prinzipien zurückgeführt werden. Doch ist ihr pragmatischer Handlungsbegriff im Grunde der richtige Ansatz. Wenn Bibliothekswissenschaft einen Sinn haben soll, muß sie sich Problemen zuwenden, die den Bibliothekaren auf den Nägeln brennen.

Der Unterschied zum frühen 19. Jahrhundert besteht darin, daß damals vielleicht wirklich einige aus der Erfahrung gewonnene und zu einem System verbundene Grundsätze für eine ordentliche Bibliotheksverwaltung ausgereicht haben mochten. Die Büchersammlungen waren noch überschaubar; nur gelegentlich haben Benutzer sich dafür interessiert; der Bibliothekar war meist mit sich allein. Eine Universitätsbibliothek von damals hat mit ihren modernen Nachfolgern nicht viel mehr als den Namen gemeinsam. Heute hat die Komplexität bibliothekarischer Einrichtungen eine ganz andere Dimension. Die Bestände sind gewachsen und machen ausgeklügelte Erwerbs- und Erschließungsmethoden nötig. Die Benutzerzahlen sind gestiegen und verlangen einen ganzen Apparat zur Befriedigung der Literaturwünsche. Die interne Aufgabendifferenzierung des Bibliothekspersonals ist fortgeschritten und erfordert ein eigenes Management. Der Verbund der einzelnen Bibliothek mit anderen zu einem System erlaubt nicht länger die Belieblichkeit bibliothekarischer Einzelentscheidungen, sondern macht gemeinsames zielgerichtetes Handeln zur Pflicht.

Die Zeit der unabhängigen Königreiche, in denen der Ruf des Herrschers nur bis zur Grenze des eigenen Landes gehört wurde, ist im Bibliothekswesen vorbei. Die Interdependenz der Bibliotheken, die eine Folge der neuen Techniken und veränderten gesellschaftlichen Anforderungen ist, verlangt ein Denken und Handeln aus übergeordneten Gesichtspunkten. Wie komplex sollen Bibliotheken und Bibliothekssysteme noch werden, bevor deutsche Bibliothekare ihren Blick von ihrem ursprünglichen Studienfach, das sie im Fachreferat zäh als ihr eigentliches Eldorado verteidigen, erheben und sich nach Unterstützung durch eine spezielle Wissenschaft umschauen? Es ist keine Frage der Bescheidenheit, sondern Ausdruck einer gefährlichen Verschlafenheit, wenn der bibliothekarische Berufsstand in der Bundesrepublik Deutschland auf eine Bibliothekswissenschaft verzichten zu können glaubt. Woher beziehen die Bibliothekare eigentlich die Grundlagen für ihre Entscheidungen über Gebühren im Fernleihverkehr, über die Einrichtung von Speicherbibliotheken, über die Bildung von Sammelschwerpunkten? Wer untersucht Bibliotheken und bibliothekarische Dienstleistungen auf ihre Effektivität? Wo werden bibliometrische Analysen über die Entwicklung des Bedarfs etwa an bestimmten Zeitschriften gemacht? Stehen genügend Daten über die Entwicklung auf dem Buchmarkt als Grundlage für Erwerbsentscheidungen zur Verfügung? Wo werden Entwicklungen des ausländischen Bibliothekswesens systematisch beobachtet und ausgewertet?

Bedarf an bibliothekswissenschaftlichen Erkenntnissen besteht auf allen Ebenen: über

- die Ressourcen (Beschaffungsmarkt)

- die Klientel (Benutzer)
- den gesellschaftlichen Kontext (alle mit der Bibliothek in Interaktion stehenden Personen und Organisationen)
- die Bibliothek selber (die Angemessenheit ihrer Methoden)
- die Bibliothekssysteme.

Bibliothekare können sich die benötigten Informationen nur in beschränktem Umfang individuell erarbeiten. Auch Projektforschung etwa über die Deutsche Forschungsgemeinschaft oder das Deutsche Bibliotheksinstitut ersetzt universitäre Bibliotheksforschung nicht, weil Projekte von kurzfristigen Bedürfnissen und zufälligen Finanzierungsmöglichkeiten abhängen¹⁰. Die Ergebnisse bleiben meist unverbunden nebeneinander stehen. Schließlich sind auch die Fachhochschulen für Bibliothekswesen nicht dazu in der Lage, die entstehende Lücke auszufüllen. In der Bundesrepublik Deutschland gibt es eine plausible Arbeitsteilung zwischen Fachhochschulen und Universitäten. Die Fachhochschulen vermitteln Handlungswissen, lehren das Wie; die Universitäten betreiben Grundlagenforschung und lehren das Warum. Fast alle Fachhochschuldisziplinen – von der Betriebswirtschaftslehre bis zur Musik – verfügen über einen universitären „Überbau“. Ohne die Universitätsdisziplin Bibliothekswissenschaft wird sich ein Ungleichgewicht einstellen, das langfristig der gesamten bibliothekarischen Ausbildung und letztlich der Praxis schadet.

In der Diskussion der siebziger Jahre¹¹ hat die Frage nach einer spezifisch bibliothekswissenschaftlichen Methode eine völlig überschätzte Rolle gespielt. Es wurde so getan, als sei eine wohldefinierte „Methode“ das Entreebillet in den Tempel der Wissenschaft. Während man noch damit befaßt war, die aristotelische Unterscheidung zwischen *objectum reale* und *objectum formale* einer Wissenschaft nachzuvollziehen¹², wurde hinter den Kulissen schon über die Neuverteilung der gerade bewilligten Mittel gerangelt. Zur wissenschaftstheoretischen Begründung

¹⁰ Zu Art und Umfang der Aktivitäten vgl. Koch, Hans-Albrecht: Bibliotheksforschung in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Bibliothek. Forschung und Praxis* 7 (1983) S. 60-68; Kaegbein, Paul: Bibliotheksforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Betrachtungen zum Problem ihrer Institutionalisierung. In: *Onderzoek in bibliotheek- en informatiewetenschap*. Den Haag 1987. S. 54-64.

¹¹ Ein neuerer Überblick über die Diskussion findet sich bei Sauppe, Eberhard: Die Entwicklung des Faches Bibliothekswissenschaft seit 1970. In: *Bibliothekswissenschaft als spezielle Informationswissenschaft. Probleme und Perspektiven*. Erörtert beim Zweiten Kölner Kolloquium. Hrsg. von Paul Kaegbein. 2. unveränd. Aufl. Frankfurt a.M., Bern, New York 1989. S. 1-19 (Arbeiten und Bibliographien zum Buch- und Bibliothekswesen. 4).

¹² Limburg, Hans: Die Bibliothekswissenschaft kam auf leisen Sohlen. Ist sie nun wirklich da? In: *Verband der Bibliotheken des Landes Nordrhein-Westfalen. Mitteilungsblatt*. N. F. 27 (1977) S. 126-137.

sei gesagt: Sowenig es eine allgemeingültige „germanistische“ oder „geographische“ Methode gibt, so wenig eine „bibliothekswissenschaftliche“. Auch diese Disziplin stützt sich in ihrem Vorgehen auf die unterschiedlichsten wissenschaftlichen Verfahren, je nach dem, was der Forschungsgegenstand erfordert: In der Bibliometrie, der Theorie der Sacherschließung oder der Analyse von Online-Diensten. Es kommt nur darauf an, daß die allgemeinen Kriterien für wissenschaftliche Erkenntnisse eingehalten werden, z.B. (a) Ableitungsrichtigkeit und Widerspruchsfreiheit, (b) Genauigkeit und Verständlichkeit, (c) intersubjektive Prüfbarkeit¹³. Es genügt völlig, als das spezifische Objekt der Bibliothekswissenschaft alle mit der Bibliotheksarbeit verbundenen Prozesse und Kommunikationsvorgänge innerhalb eines bestimmten sozialen Kontextes zu bestimmen. Wissenschaftspolitisch liegt es nahe, als „Mutterwissenschaft“ die Informationswissenschaft zu betrachten – Bibliothekswissenschaft wäre dann eine spezielle Informationswissenschaft¹⁴ – und eine Anbindung eher an sozialwissenschaftliche als an philosophische Fakultäten anzustreben.

Ob man eine Universitätsdisziplin Bibliothekswissenschaft für notwendig hält, hängt letztlich davon ab, was man unter „Bibliothek“ versteht. Faßt man sie als einen Dienstleistungsbetrieb auf, der mit Post und Bahn zu vergleichen ist, hätte Wilhelm Totok recht, wenn er auf das von niemandem beklagte Fehlen entsprechender Universitätsdisziplinen hinweist. (Im übrigen gibt es eine ausgebaute Verkehrswissenschaft, und auch die Post bedient sich zahlreicher Ingenieurwissenschaften.) Doch im Gegensatz zum Postboten – um Totoks Bild aufzugreifen – , der einen Brief zügig an den Adressaten weiterzuleiten und sich keinerlei Gedanken über den Inhalt der Sendung zu machen hat, bestimmt der Bibliothekar durch die Art, wie er Informationen speichert, erschließt und zugänglich macht, sehr wohl darüber mit, welche Botschaft schließlich beim Leser ankommt.

Bibliotheken sind Dienstleistungsbetriebe, aber sie sind keine neutralen Agenturen im Kommunikationsprozeß. Sie wirken in ihrer spezifischen Organisationsform nolentes volentes auf ihre Nutzer ein. Das ist schon evident bei Verfahren wie der Formalkatalogisierung¹⁵ – etwa ob man ein Buch unter dem Titel oder der Körperschaft ansetzt – und erst recht bei der Buchauswahl oder den Ausleihmodalitäten. Eine solch eminent soziale Organisation wie die Bibliothek ist in ganz anderem Maße wissenschaftswürdig wie das Transportwesen mit relativ einfachen Unternehmenszielen.

¹³ Nach Rudolf Wohlgenannt: Was ist Wissenschaft? Braunschweig 1969 (Wissenschaftstheorie, Wissenschaft und Philosophie. 2).

¹⁴ Kaegbein, Paul: Bibliothekswissenschaft als spezielle Informationswissenschaft. In: Informationswissenschaft. Stand, Entwicklung, Perspektiven, Förderung im IuD-Programm der Bundesregierung. München, Wien 1978. S. 28-38.

¹⁵ Kleinschmidt, Harald: Über den Umgang mit Büchern. Hilfswissenschaftliche Prolegomena zur Geschichte der Katalogregeln. In: Archiv für Kulturgeschichte 64 (1982) S. 453-480.

Neben der Frage nach ihrem Gegenstand bestand das andere ungelöste Problem der Bibliothekswissenschaft in der Berufsperspektive ihrer Absolventen. Will man nicht gleich den Beamtenstatus für Bibliothekare überhaupt in Frage stellen, bleibt als Ausweg nur, die Zugangsvoraussetzungen für den Beruf offener zu gestalten. Ein Vorbild dafür liefert u. a. das Land Niedersachsen, das die Diplom-Prüfung an der Fachhochschule für Bibliothekswesen in Hannover als Laufbahnprüfung für den gehobenen Dienst anerkennt. Das Beamtenrechtsrahmengesetz sieht eine solche Möglichkeit in seinem § 14 ausdrücklich vor. Schon während ihrer Ausbildung sind die künftigen Diplom-Bibliothekare freie Studenten und nicht (be-soldete) Beamtenanwärter¹⁶.

In gleicher Weise könnten die Ausbildungsordnungen für den höheren Dienst so geändert werden, daß als Laufbahnprüfung auch ein viersemestriges akademisches Aufbaustudium in Bibliothekswissenschaft anerkannt wird. Ein solcher Studiengang, für den es etwa in den Nachbardisziplinen Informationswissenschaft (Konstanz) und Buchwissenschaft (München) Vorbilder gibt, würde dazu führen, daß die Bibliotheksreferendare mit ihrer verwaltungsinternen Ausbildung echte Konkurrenz bekommen. Denn die Absolventen des Aufbaustudienganges hätten ebenfalls ein abgeschlossenes Erststudium (an einer Fakultät ihrer Wahl) vorzuweisen und zusätzlich ein theoretisch anspruchsvolles Studium der Bibliothekswissenschaft mit integrierter Praktika. Einige von ihnen könnten in Bibliothekswissenschaft promoviert sein und Kompetenzen erworben haben, die man herkömmlicherweise in einem Referendariat nicht vermittelt bekommt. Eine Zeitlang könnten beide Möglichkeiten nebeneinander bestehen; langfristig wäre die Referendarausbildung in den Aufbaustudiengang zu integrieren.

Auf jeden Fall würde diese Studienmöglichkeit Bewegung in die von starren Laufbahnvorschriften bestimmten, unflexibel gewordenen Ausbildungsgänge bringen. Auch der Industrie, die immer größeres Interesse an Absolventen von informations- und bibliothekswissenschaftlichen Ausbildungsgängen entwickelt, wäre eine solche „Säkularisierung“ der Bibliotheksausbildung sicher willkommen. Ihr Bedarf kann mit Beamtenanwärtern auf die Dauer gar nicht gedeckt werden – weder zahlenmäßig noch von der Ausrichtung einer überwiegend auf Bibliotheken der öffentlichen Hand bezogenen Laufbahnausbildung. Auch in dieser Hinsicht hätten „Aufbaustudenten“ der Bibliothekswissenschaft keine schlechten Aussichten.

Für die Bibliothekswissenschaft hätte eine solche Konstruktion den Vorteil, daß sie nicht gleich als Massenfach von einer Studentenlawine erdrückt würde, sondern es mit wenigen, erfahrenen, bereits qualifizierten Studenten zu tun hätte. Mit ihnen könnte Forschung eher in Gang kommen und – wenn die Studenten ihre Erfahrungen aus dem Erststudium einbringen – auch kreativer ausfallen als am

¹⁶ Hüper, Rolf: Laufbahnbefähigende Studiengänge an allgemeinen Fachhochschulen. Eine Möglichkeit zur Säkularisierung der Beamtenausbildung. In: Fachhochschule im Wandel. Hrsg. von Rolf Hüper und Manfred Jahrens. Hannover 1985. S. 91-105.

Kölner Lehrstuhl, der vor lauter Proseminararbeiten nicht zu Höhenflügen ansetzen konnte. Ein wichtiger Aspekt ist auch, daß Ausländern in der Bundesrepublik Deutschland die Möglichkeit geboten werden sollte, das deutsche Bibliothekswesen zu studieren. Am Rande sei bemerkt, daß der Nutzen auch umgekehrt sein kann: Die bisher einzige bibliothekswissenschaftliche Dissertation, die am Kölner Lehrstuhl entstanden ist, stammt von einem Chinesen. Es ist zudem eine Arbeit von außergewöhnlichem Rang, die unsere Kenntnis des deutschen Bibliothekswesens wesentlich bereichert¹⁷.

Der Kölner Lehrstuhl ist nicht an kognitiven Legitimationsproblemen gescheitert, sondern an seiner mißlungenen sozialen Institutionalisierung. Diesmal kommt es darauf an, daß sich die verschiedenen Initiativen zur Neuetablierung des Faches auf ein gemeinsames Ziel einigen und sich der rechten Bündnispartner versichern. Die Bibliothekswissenschaft ist tot. Es lebe die Bibliothekswissenschaft!

¹⁷ Wang Weiguo: Bibliotheken als soziale Systeme in ihrer Umwelt. Köln 1989 (Kölner Arbeiten zum Bibliotheks- und Dokumentationswesen. Heft 12).